
MANFRED MARQUARDT (Hg.)

Theologie in skeptischer Zeit

**(Theologische Studienbeiträge, Bd. 8), Stuttgart: Edition Anker im
Christlichen Verlagshaus, 1997, 136 Seiten, Pb., DM 22,80.**

Die in diesem Band veröffentlichten Beiträge gehen zurück auf Vorträge, die während der Theologischen Woche im Februar 1996 am Theologischen Seminar der Evangelisch-methodistischen Kirche (EmK) in Reutlingen gehalten wurden. Sie widmen sich der Frage nach einem angemessenen christlichen Zeugnis in einer komplexen und vielgesichtigen Zeit. Eine erstaunliche religiöse Offenheit bis hin zur religiösen Leichtgläubigkeit steht neben Skepsis und Indifferenz, grenzenlose Pluralität neben rigidem Fundamentalismus. Beides prägt die geistige und kulturelle Mentalität der Gegenwart. Zwei Tendenzen, die sich nach allgemeinem Verständnis eigentlich gegenseitig ausschließen, jedoch bei genauer Betrachtung im Grunde eher zusammengehören und sich gegenseitig ergänzen und bedingen. Das Zeugnis des christlichen Glaubens – wie kann es in dieser Zeit kontextuell und situationsbezogen, angemessen und theologisch reflektiert zur Sprache kommen? Das ist die Leitfrage dieses überaus interessanten und im wahrsten Sinn herausfordernden Bandes. Das Thema wird dabei mosaikartig in einem Spektrum unterschiedlicher Zugänge und Beiträge entfaltet. Kulturanalytische und religionssoziologische Ortsbestimmungen (GEIßER, SCHWÖBEL) stehen neben grundlegenden theologisch-systematischen Klärungen (HÄRLE) und textorientiert-exegetischen Schlaglichtern (ZIEGLER, RUHNOW). Eine Predigt über den aaronitischen Segen aus dem Abschlussgottesdienst der Theologischen Woche rundet das Spektrum ab und verstärkt die pastoraltheologische Intention und die geistlich-existenzielle Relevanz des Themas.

HANS FRIEDRICH GEIßER, Professor für Systematische Theologie, Dogmengeschichte und Symbolik in Zürich, geht in seinem Beitrag der Frage nach: „Wie skeptisch ist unsere Zeit?“ (S. 16-39). Nach einem schärfenden Seitenblick auf einige Akzente und Profile philosophischer Skepsis in Antike, Renaissance und Gegenwart, wird die Skepsis als Strukturmerkmal des modernen Zeitgeistes ins Visier genommen. Sie erweist sich für GEIßER als eine „Skepsis mit Widersprüchen“, die sich mal intolerant (nicht zuletzt gegenüber christlichen Traditionen), mal indifferent und bisweilen unkritisch gutgläubig zeigt. Ein Befund, der für GEIßER darin seine Ursachen hat, dass gegenwärtige Skepsis mehr oder weniger ein Produkt gesellschaftlicher und kultureller Veränderungsprozesse ist. Sie sitzt sozusagen als Gepäck im „Zug der Zeit“. Einer Zeit, die gekennzeichnet ist durch eine rasante „Gegenwarts-schrumpfung“, die Wissen und Werten nur noch eine kleine Verweildauer beimisst, und durch eine Freizeit- und Forderungsgesellschaft, die den einzelnen dem Druck des Wählenmüssens und einem Markt unüberschaubarer Selbstverwirklichungsmöglichkeiten aussetzt. In einer solchen Kultur allgemeiner Verunsicherung wird

Skepsis zwangsläufig zu einer unverbindlichen, mitunter „nährischen“ Lebenshaltung. Sie äußert sich weniger in stringenter kritischer Rationalität als vielmehr in einer Kette von spielerischen „Schwebeakten“, die im Oberflächlichen und Vordergründigen bleiben. Als Zeitgenossen in dieser „nährischen Gesellschaft“ zu leben, fordert Christen heraus, gegen den aufgebürdeten Zwang und Krampf zur skeptischen Selbstbestimmung und Selbstvergewisserung das Zeugnis von der Freiheit des Glaubens zu setzen. Jener Freiheit, die im großen „Ja“ Gottes gründet und so das eigene Nicht-Sicherseinkönnen und Nicht-Bestehenkönnen nicht verdrängen muss, sondern zulassen kann. Eine solche unverkrampfte, von alttestamentlicher Weisheit inspirierte „christliche Skepsis“ muss „weder skeptizistisch zur Selbstvergewisserung wider jedwede anderweitige Gewissheit ausschlagen noch in Selbstverleugnung und fundamentalistische Setzungen umschlagen“.

CHRISTOPH SCHWÖBEL, Professor für Systematische Theologie in Kiel, äußert sich zum „Religiösen Pluralismus als Signatur unserer Lebenswelt“ (S. 40-66). Zunächst spürt er den religiösen Pluralismus in den diversen Wirklichkeitsbereichen auf (alltäglich, subjektbezogen, geschichtlich), um danach die Frage nach den „Signaturen des Christlichen im religiösen Pluralismus“ zu stellen und zu beantworten. Für ihn ist dabei wichtig, dass die christliche Gemeinde aus der Erfahrung ihres Glaubens nur beides sein kann: „Schule der Identität“ und „Schule des Pluralismus“. Glaube und Glaubensgewissheit als personale Realität entziehen sich menschlicher Herstellbarkeit und Durchsetzbarkeit. Es ist Gott allein, der seine Wahrheit Menschen erschließt und zur Gewissheit werden lässt. Diese Souveränität „Gott“ markiert eine Grenze, die unter Menschen zur Toleranz gegenüber fremder Gewissheit führen muss. „Wenn nur Gott Glauben schaffen kann und wenn Gott diesen Glauben als personale Gewissheit gibt, dann ist die Einsicht in die Konstitution des eigenen Glaubens die Grundlage der Toleranz gegenüber der fremden Glaubensgewissheit, gerade dann, wenn sie der eigenen Glaubensgewissheit nicht entspricht“, konstatiert SCHWÖBEL. Ein solch begründeter „Pluralismus aus Glauben“ trägt dem christlichen Verständnis der Einheit der Kirche als Gemeinschaft in der Vielfalt Rechnung. Das ist für SCHWÖBEL nicht mit schrankenloser Beliebigkeit zu verwechseln, „denn jede Glaubensgewissheit, die fremde wie die eigene unterliegt der Kritik des Evangeliums“. Darum ist die christliche Gemeinde zugleich auch der Ort, an dem christliche Identität zur Ausbildung kommt. Die Situation des religiösen Pluralismus ist ja eine dialogische Herausforderung, die gerade eine Begegnung unterschiedlicher, erkennbarer Identitäten (!) erfordert. Eine solche Identitätsbildung geschieht für Christen aber eben nicht als *privates*, sondern als soziales Geschehen im gemeinsamen Hören auf die *viva vox Evangelii* in der Gemeinde. „Ihre Identität muss christliche Gemeinde immer wieder neu als Interpretationsgemeinschaft des Evangeliums gewinnen.“ Insofern ist für den christlichen Glauben das Wortgeschehen in der sozialen Identität der Gemeinde bleibende Bedingung der Konstitution personaler Identität. „Die Herausbildung personaler Identität ist daran gebunden, dass sie durch soziale Interaktion vermittelt wird.“ In ihrer doppelten Gestalt als „Schule von Identität und respektierter Pluralität“ wird die christliche Gemeinde damit für SCHWÖBEL zum Ort und

Modell für die Einübung einer Kommunikationspraxis, die gerade in der Situation des religiösen Pluralismus eine wachsende und paradigmatische Bedeutung gewinnt. Sowohl die Sprachschule des eigenen Glaubens als auch die Dialogfähigkeit mit anderen bieten wichtige Voraussetzungen für die Herausforderungen der Gegenwart. Denn „die Überlebenschancen pluralistischer Gesellschaften hängen davon ab, dass sie einen institutionalisierten Dauerdialog schaffen können, in dem gegenseitige Verständigung (eine) Grundlage gemeinsamen Handelns schafft.“ Hier werden Fragen nach den kategorialen Unterschieden zwischen Gemeinde und Gesellschaft aufgeworfen. Fragen, die es nötig machen, die Möglichkeiten der vom Autor anvisierten Analogie und Übertragung genauer zu bestimmen und zu differenzieren. Nähere Ausführungen dazu hätte ich mir gerne gewünscht.

WILFRIED HÄRLE, Professor für Systematische Theologie in Heidelberg mit methodistischen Wurzeln, geht in seinen systematischen Erwägungen dem Thema „Christlicher Glaube zwischen Gewissheit und Skepsis“ nach (S. 67-80). Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist, dass Glaube seinem Wesen nach als *fiducia*, d. h. als Vertrauen im Sinne des „Sich-Verlassens“ auf Gott, wie er sich in Christus offenbart hat, zu verstehen ist. Dabei umfasst das Sich-Verlassen beides: Hingabe und Entschiedenheit ebenso wie Suche und Ausstrecken nach einem Halt außerhalb unserer selbst. Glaube ist nie unangreifbarer Besitz, sondern immer neu geschenkte und eröffnete Gewissheit. *Certitudo* im reformatorischen Sinn unterscheidet sich von der *securitas* gerade dadurch, dass sie als personal und damit als angreifbar und nicht als dinglich und unangreifbar verstanden werden kann. „Was sicher ist, ist verfügbar, was gewiss ist, bleibt unverfügbar.“ Der Glaube in seinem Angefochtensein lebt von immer neuer Vergewisserung, die sich sowohl als Zuspruch wie auch als „Gedenken und Erinnertwerden“ im Vollzug der Verkündigung ereignet. Glaube, der keinen Zweifel zulässt, meint, Gott zu besitzen und übersieht dabei, dass er immer auch ein Suchender, ein ganz auf Gott Geworfener bleibt. Von hier aus ist für HÄRLE eine schematische und allzu dualistische Trennung zwischen „Gläubigen“ und „Ungläubigen“ suspekt und letztlich auch unehrlich. Sie schafft scheinbare Eindeutigkeiten, die die realen Spannungen des Glaubens verdrängen. Nur da, wo die Unterscheidung als interne Unterscheidung im Sinne des *simul iustus et peccator* auch auf den Glaubenden selbst angewandt wird, wird sie wahr und ehrlich. „Dabei könnte sich zeigen, dass der Ungläubige in uns, der in radikaler Ehrlichkeit zu seinem Zweifel steht, Gott nicht weniger nahe ist, als der Gläubige in uns, der dankbar wahrnimmt, dass ihm Gott in Jesus Christus alternativlos gewiss geworden ist.“ Die sog. Entschiedenen und die sog. Suchenden können auf je ihre Weise „Glaubende“ sein: Menschen, die ihr Herz an Gott hängen. Skepsis und Zweifel widersprechen nicht dem Glauben, sondern sie sind in gewisser Weise sogar notwendige Früchte und Folgen des Glaubens. Wenn, wie LUTHER sagt, Glaube auch heißen kann, dass der Mensch „sein Herz an einen Abgott hängt“, dann ist radikale Wahrheitssuche und kritische Wahrheitsprüfung angesagt. Gerade in einer Zeit der Leichtgläubigkeit ist die vom Glauben geformte „Unterscheidung der Geister“ gefragt. Sie schließt aus, dass damit einem schrankenlosen Skeptizismus oder gar Nihilismus das Wort geredet wird. Aber: „Die prü-

fende Skepsis und der fragende Zweifel als Wegbegleiter des Glaubens verhindern, dass Glauben zu etwas Starrem und Abgeschlossenem wird. Sie veranlassen den Glauben immer wieder neu, sich nach dem Gott auszustrecken und ihn zu suchen, der das in ihn gesetzte Vertrauen nicht enttäuscht, gerade weil er für uns unverfügbar ist und bleibt.“ Letztlich erfährt der Glaube, dass nicht er der Gott Findende und Suchende, sondern der von „Gott Gefundene und von Gott Gesuchte“ ist. In dieser Erfahrung ist aber auch damit aufgehoben, was oft so starr polarisierend gegenübergestellt wird: „Entschiedensein“ (mit der inneren Tendenz zu selbstherrlichem Wahrheitsbesitz) und „Suche“ (mit der inneren Tendenz zu unverbindlichem Gedankenspiel). Daher kann dem von ihm beschriebenen umfassenden Verständnis und der mehrdimensionalen Wahrheit des Glaubens nur eine solidarische Gestalt der Verkündigung und des Zeugnisses entsprechen, die spürbar erkennen lässt, „dass wir den Menschen als solchen (begegnen), die in all ihrem (manchmal verworrenen) Suchen und in all ihrer (manchmal selbstsicheren) Entschiedenheit letztlich von Gott Gesuchte und Gefundene sind.“

Zwei biblisch-exegetische Beiträge über Mt 11, 2-6 (von ULRICH ZIEGLER, S. 81-94) und Koh 2, 12-26 (von WOLFGANG RUHNOW, S. 95-122) neben der oben erwähnten Predigt von ERNST J. WIEDENMANN (S. 123-133) runden den Kreis der Beiträge ab und geben der Behandlung des Leitthemas eine zusätzliche biblische Verortung und Weite.

Alles in allem: Ein Band, der wichtige Fragen aufwirft und instruktive Antworten vermittelt, die zum Weiterdenken anregen und hilfreiche Anstöße zum evangelischen und damit auch freikirchlichen Zeugnis in Zeitgenossenschaft und evangeliumsgemäßer Freude und Freiheit vermitteln.

Dr. Klaus Peter Voß (BFeG)

Ökumenische Centrale

Postfach 90 06 17

60446 Frankfurt/Main

ANNETTE WITTKAU-HORGBY

**Materialismus. Entstehung und Wirkung
in den Wissenschaften des 19. Jahrhunderts,
Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998,
308 Seiten, Pb., DM 46,00.**

Nachdem die junge Historikerin WITTKAU-HORGBY (Mitglied der Baptistengemeinde Hannover-Walderseestraße) ihre Dissertation dem Historismus gewidmet hat (vgl. meine Besprechung in ThGespr 1994, Heft 1, S. 20-30, speziell S. 22-24), wendet sie